

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 103 (2009)
Heft: 11

Artikel: Verdrängungen in der besten aller Welten
Autor: Berger, Christof
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verdrängungen in der besten aller Welten

Die weit verbreitete Meinung, wer etwas leiste, habe grundsätzlich auch ein Ein- oder Auskommen, ist falsch. Meist treffen Erwerbslosigkeit und Niedriglöhne diejenigen, welche sowieso kein grosses Bildungs-, Kultur- und Sozialkapital mit auf ihren Lebensweg erhalten haben. Aber auch Selbständigerwerbende, KleingewerblerInnen, JournalistInnen und Kulturschaffende können entweder sehr erfolgreich sein oder aber trotz grosser Anstrengung nie auf einen grünen Zweig kommen. Und denen ist mit «Tagesstrukturen» und «niederschweligen Integrationsangeboten» wenig geholfen.

Die Politik spricht viel davon, «Chancengleichheit» herstellen zu wollen. Die Umsetzung ist ernüchternd. Stellvertretend für viele mögliche Lebensläufe und als Illustration erzählt Christof Berger seine Geschichte.

• Die einen fürchten sich vor dem Neid der anderen, die anderen vor dem Einbruch ihrer Karriere, und die dritten sorgen sich, wie sie Ende Monat die Miete bezahlen sollen. Ist die lapidare Feststellung, dass dies schon immer so war, ein Grund zu resignieren? Oder gäbe es vielleicht nicht doch Möglichkeiten zur Veränderung? Armut in der reichen Schweiz ist eine Schande, auch und gerade wenn sie die Bildungsfernen und Resignierten betrifft. Dabei würden von einem gerechteren Ausgleich alle profitieren. Stattdessen werden Debatten über sogenannten «Sozialhilfemissbrauch» geführt. Armutsbetroffene bezichtigt man pauschal des Diebstahls. So sind sie doppelt gestraft. Armut scheint hierzulande praktisch ein Verbrechen zu sein.

Erwerbslosigkeit kann fast alle treffen. Aber die Schweiz verdrängt das Problem. Die Arbeitslosenstatistik gibt die Realität lediglich unzureichend wieder. Nur wer hundert Prozent erwerbslos und bei der Regionalen Arbeitsvermittlung (RAV) gemeldet ist, wird erfasst. Wer einen Zwischenverdienst oder ein Beschäftigungsprogramm hat, gilt als erwerbstätig, auch bei kleinsten Pensen. Wer ausgesteuert ist, fällt ebenfalls aus der Statistik. Wer nirgends registriert ist, sowieso. Die Statistik der Stellensuchenden ist objektiver, doch berichten die Medien meist nur über die wesentlich tieferen Arbeitslosenzahlen.

Die Politik spricht viel davon, «Chancengleichheit» herstellen zu wollen. Die Umsetzung ist hingegen ernüchternd. Stellvertretend für viele mögliche Vitas und als Illustration möchte ich meine persönliche Geschichte erzählen. Dies in der Hoffnung, sie möge wenigstens auch unterhalten.

Nicht ganz gradliniger Lebenslauf

Meine Kindheit war sehr behütet, jedoch ökonomisch prekär. Meine Eltern mussten den Rappen zweimal umdrehen, bevor sie ihn ausgaben. Ferien im

Ausland gab es nicht. Vater und Mutter hatten sich zudem einer religiösen Gemeinschaft angeschlossen, deren Mitglieder sich «nicht als Teil dieser Welt» betrachten. Auch wir Kinder wurden angehalten, kein «Teil dieser Welt» zu sein, was den Kontakt zu MitschülerInnen und Lehrpersonen nicht gerade erleichterte. Meine Leistungen in der Schule waren eher mittelmässig. Was sollte ich mit Französisch? Wir hatten ja die Deutschschweiz nie verlassen.

Die Sek schaffte ich zwar knapp, aber Lehrerseminar oder Gymnasium lag für unsere Familie ausser Reichweite. Ich wollte diesen Weg damals auch gar nicht einschlagen. Wie hätte ich auch etwas wollen können, von dessen Existenz ich praktisch keine Ahnung hatte und das offenbar ohnehin nur für die «Mehrbesseeren» infrage kam, zu denen wir eben nicht gehörten – wir waren ja nicht einmal «Teil dieser Welt»?

Weil ich in der Schule gut zeichnen konnte, machte ich die Aufnahmeprüfung in die Kunstgewerbeschule, Fachklasse für Grafik. Dort Aufnahme zu finden, war damals ein Privileg, und ich trauerte keine Sekunde einem verpassten Gymnasium und Uni-Studium nach. In der Fachklasse lernten wir vor allem ästhetische Grundsätze; richtige Proportionen und Perspektiven, ausgewogene Farbgebung, «gute» Typografie. Wir wollten alle KünstlerInnen, PlakatgestalterInnen oder Kinderbuch-IllustratorInnen werden. Dass unsere Arbeit dereinst primär der Werbung dienen sollte, wurde an der Schule nur am Rande erwähnt. Über die Gesetzmässigkeiten der Wirtschaft hatten wir damals weder in der Volks- noch in der Berufsschule etwas gelernt.

Mit dem frisch erworbenen Fähigkeitsausweis machte ich mich erstmals auf Stellensuche und fand bald eine Stelle in einem renommierten Grafikatelier in Zürich. Dieses hatte soeben die damaligen Schweizer Banknoten gestaltet und gehörte zu den Top Ten.

Aber bereits nach einem Jahr wurde ich dort wegrationalisiert. Ein grösserer Auftrag war flöten gegangen, also kündigte man jenen mit der kürzesten Kündigungsfrist, unter anderem eben mir. Ich jobbte noch in einigen weiteren Werbeagenturen und erklärte mich dann zum «selbständigerwerbenden Grafiker». Selbständig war ich nun zwar, aber mit dem «erwerbend» wollte es nicht so recht. Kleine Brötchen folgten auf kleine Brötchen – und nach insgesamt zehn Jahren Berufstätigkeit musste ich erst einmal Wege finden, um meine marode Kasse zu sanieren.

Was tat einer, der damals – 1990 – dringend zu einem Zwischenverdienst kommen wollte? Er ging zur Post! Da gab es kurzfristig verfügbare Stellen, vor allem in der Paketsortierung und im Güterverlad. Ich meldete mich also frohgemut in der Schanzenpost Bern und wurde in den Rangierdienst eingeteilt. Fortan kuppelte ich im «orangen Übergwändli» und mit riesigen Lederhandschuhen, ein mächtiges Funkgerät umgeschnallt, die grünen, gelben und rostroten Eisenbahnwagen der Post. Und nach einigen Jahren, teilweise als Aushilfsrangiermeister, machte ich, der ich nicht einmal ein Auto fahren kann, mit der Rangierlok den halben Bahnhof Bern unsicher.

Versuche, die Welt zu verbessern

Inzwischen hatte ich mir auch ein gewisses politisches Bewusstsein zugelegt – ich hatte bereits in Zürich bei der AJZ-Bewegung mitgemacht. Auch der religiöse Fimmel meiner Eltern sowie unsere ärmlichen Verhältnisse hatten mich für Ungerechtigkeiten sensibilisiert – und ich wusste, dass man als Pöstler auch Gewerkschafter sein muss. Da ich mich engagiert zeigte, holte man mich gleich in den örtlichen Sektionsvorstand.

Meine Gewerkschaftskarriere gedieh im Folgenden prächtig, wenn auch nicht ohne Misstöne. Erstens hatte ich schon

bald einige ungeschriebene Gewerkschaftsgesetze verletzt, und zweitens galt meine Sektion schon seit ehedem verbandsintern als ziemlich renitent. Ich war davon ausgegangen, dass die Gewerkschaft basisdemokratisch organisiert sei und stellte mir dies ungefähr so vor, wie ich es bei den Vollversammlungen im AJZ kennengelernt hatte. Dementsprechend unbedarft verfasste ich Anträge, Leserbriefe für die Gewerkschaftspresse und versandte Briefe an die Präsidenten anderer Sektionen.

Tatsächlich sind aber die Berufsverbände ziemlich hierarchisch organisiert, oft mit regelrechten Patriarchen an der Spitze. Und mit denen ist manchmal nicht gut Kirschen essen, wie ich bald merken sollte. Insbesondere, wenn man eine andere als die Mehrheitsmeinung vertritt. Von der Gewerkschaftsbasis wurde ich also gegen den Widerstand der Funktionäre in diverse regionale und nationale Gremien gewählt, konnte die Arbeit bei der Post gar mittels «Freistellung für gewerkschaftliche Tätigkeiten» zugunsten der Verbandsarbeit an den Nagel hängen, aber eine Anstellung als Gewerkschaftssekretär hatte ich mir durch meine basisdemokratischen Eskapaden beim Verband der Post- und Telecom-Angestellten verscherzt.

Nichtsdestotrotz nahm ich an Sitzungen und Verhandlungen teil, redigierte die Sektionszeitung, beriet Mitglieder in arbeitsrechtlichen Belangen und half sogar massgeblich mit, den ersten «Streik» in der Geschichte der schweizerischen Post zu organisieren. Es war eine spannende Zeit. Gleichzeitig wurde ich auch Parteimitglied. Bei den «Roten», wie es sich für einen Gewerkschafter geziemt. Auch da holte man mich rasch in den Sektionsvorstand. Ich wurde Kassier und Redaktor der Quartierzeitung und kandidierte unter anderem auch für den Stadtrat, beim zweiten Anlauf mit Erfolg.

Als die Post mit den «gewerkschaftlichen Freistellungen» zu klemmen be-

gann, wurde es eng für mich. Ich fand schliesslich eine Stelle bei einer anderen Gewerkschaft, auf zwei Jahre befristet. Es war der Schwarzpeterjob, den niemand machen will, nämlich «Zuständiger für die Mitgliederwerbung». Mein neuer Arbeitgeber litt (und leidet noch) an rapidem Mitgliederschwund, war nach diversen Fusionen geschwächt und hatte auch in den letzten paar Jahren keinerlei nennenswerte gewerkschaftliche Erfolge erzielen können. Ich gab mir also redlich Mühe, Mitglieder zu gewinnen. Aber wahrscheinlich wirkte ich beim Versuch, arme Teufel dazu zu bringen, eine Beitrittserklärung auszufüllen, nicht unbedingt sonderlich überzeugend. Den Mitgliederschwund konnte ich nicht aufhalten, und so wurde der befristete Vertrag nicht verlängert. Die Gewerkschaften hatten das Interesse an meinen Diensten vorerst verloren. Ich stand auf der Strasse.

Frostiger Empfang

Die erste Begegnung mit dem RAV war nicht gerade vielversprechend. Ich wusste um meine schwierige Ausgangslage: Da war ein gelernter Beruf, den ich 14 Jahre lang nicht mehr ausgeübt hatte, dazu kam ein spezialisierter Industrieberuf mit Anlehre (Rangierarbeiter und Rangierlokführer), welcher langsam der Rationalisierung anheim fiel und den ich aufgrund der damit verbundenen physischen Gefahren ohnehin hinter mir lassen wollte, und zuletzt eine im weitesten Sinn politische Tätigkeit, für welche ich allerdings keine höhere Bildung vorweisen konnte, und die naturgemäss ideologischen Schranken unterworfen ist (als Gewerkschafter und Linken stehen einem nicht alle Türen offen).

Weil ich also nur beschränkt mit einer baldigen Anstellung rechnen konnte, überlegte ich mir auch Möglichkeiten für eine Weiterbildung. Da ich gerne schreibe und auch einige Jahre eine Gewerkschaftszeitung redigiert hatte, lag eine Zusatzausbildung zum PR-Redak-

tor (Journalist für Firmen- und Fachpublikationen) nahe. Dazu riet mir auch der Mann im kantonalen Berufsbildungszentrum.

Damit kam ich allerdings meiner RAV-Beraterin gerade recht: Sie sei dafür zuständig, dass ich möglichst schnell wieder meinen Lebensunterhalt selbst verdiene und nicht der ALV auf der Tasche liege. Sie sei somit nicht dazu da, mir zu einer Weiterbildung zu verhelfen. Ausserdem hätte ich ja einen Beruf erlernt. Tatsächlich sehen die Bestimmungen des zuständigen kantonalen Wirtschaftsamts BECO vor, dass Weiterbildungsmaßnahmen nur bewilligungsfähig sind, wenn entweder keine Berufsausbildung vorhanden ist oder wenn die Massnahmen dazu dienen, das bereits Erlernte zu erhalten oder an veränderte Anforderungen anzupassen. Für mich hiess das: Es kam höchstens eine Weiterbildung infrage, welche zur Verfestigung meines ursprünglich erlernten Berufs «Grafiker» dient. Der Kurs «PR-Redaktor» wurde nicht bewilligt.

Ich gab nun nicht einfach auf, sondern entschied mich, den berufsbegleitenden Diplomkurs aus eigenen Mitteln beziehungsweise jenen meiner Lebenspartnerin zu finanzieren (Kostenpunkt: ein fünfstelliger Betrag). Aber auch das ging nicht ohne Hindernisse. Die RAV-Beraterin unterbreitete mir eine Art Vertrag, auf welchem ich mit meiner Unterschrift bescheinigen sollte, dass ich im Falle eines Stellenangebots bereit wäre, die Ausbildung notfalls sofort abzubrechen. Ich weigerte mich rundweg, den Wisch zu unterzeichnen. Wenn dies gesetzliche Vorschrift sei, würde ich den Abbruch der Ausbildung ohnehin in Kauf nehmen müssen, so dass ich ihr höchstens bestätigen könne, die gesetzlichen Bestimmungen zur Kenntnis genommen zu haben. Von «Bereitschaft» konnte keine Rede sein. Als dann auch noch eine Journalistin des «Sonntagsblick» mit Bild über meine Erlebnisse als Erwerbsloser berichte-

te, war bei der RAV-Beraterin endgültig der Ofen aus, und sie weigerte sich, mein Dossier weiterzuführen. Seitdem werde ich von sehr netten und freundlichen RAV-Beratern betreut.

Immer fleissig Post verschicken

Däumchen gedreht habe ich in den letzten vier Jahren nicht und auch ein wenig Geld verdient. So redigiere ich eine Quartierzeitung und erstelle Websites. Für diese Aufträge bin ich dankbar, aber zum Leben reicht es nicht, weshalb ich immer noch beim RAV gemeldet bin. Arbeit gibt es in meinem derzeitigen Leben reichlich. In diversen Vereinen und Ad-hoc-Gruppen bin ich ehrenamtlich tätig; seit kurzem auch im «Verein für soziale Gerechtigkeit», welcher sich zum Ziel setzt, die Themen Armut und Erwerbslosigkeit in der Schweiz nicht der Verdrängung anheimfallen zu lassen.

Bewerbungen schreiben sich nicht von allein und auch passende Stellenausschreibungen muss ich erst suchen. Apropos Bewerbungen: Zirka 500 müssen es bisher sein. Rund ein halbes Dutzend Mal durfte ich mich irgendwo vorstellen; die restlichen Dossiers kommen zurück mit Sätzen wie: «Wir sind überzeugt, dass Sie bald anderweitig eine Ihren Fähigkeiten entsprechende Stelle finden werden.»

Klagen will ich aber nicht. Das bisschen Lohn plus ALV reichen, wenn man vernünftig damit umgeht und fast keine Konsumansprüche stellt. Und wenn man zudem wie ich über eine günstige Loge sowie ein engeres Umfeld verfügt, das einen stützt. Und wenn man nicht zuviel über die immer schmäler werdende Altersvorsorge nachdenkt. Manchmal finde ich zwar, meine Arbeit wäre wesentlich mehr wert, aber wie meine Eltern bereits zu sagen pflegten: «Wir gehören eben nicht zu den «Mehrbeseren».» ●

Der PR-Redaktor und Grafiker Christof Berger ist Mitredaktor beim Mediendienst Hälfte (www.haelfte.ch) und ehem. Berner Stadtrat. www.christofberger.ch